

## Der Heliand.

Das altfächfische Hohelied auf deutsche Mannentreue.

Von Professor D. H. Rothert-Münster.

Es ist kaum nötig, auf Wert und Bedeutung dieses deutsch-christlichen Epos hinzuweisen, die allen Gebildeten deutscher Zunge bekannt sind. Es wird hier vielmehr alles das vorausgesetzt, was im allgemeinen über unsre altfächfische Evangelienharmonie geschrieben ist, seit Schmeller 1832 das Gedicht selbst und Vilmar 1862 seine grundlegenden Schriften darüber veröffentlichten.<sup>1)</sup> Hier soll nur auf zweierlei eingegangen werden: es soll zuerst untersucht werden, ob man nicht aus den Quellen und besonders aus dem Gedicht selbst etwas Genaueres über Person und Heimat des Sängers erschließen kann als bisher bekannt ist, also mit welchem Rechte wir den Heliand „das altfächfische Hohelied“ nennen; zum andern soll die Bedeutung des Liedes für deutsche Art, wie sie im besondern in deutscher Mannentreue sich zeigt, dargelegt werden.

### 1. Die Person und Heimat des Sängers.

Der bekannte lutherische Theologe Flacius hat in seinem Catalogus,<sup>2)</sup> in dem er die vorreformatorischen Zeugen der evangelischen Wahrheit zusammenstellt, eine scheinbar uralte Nachricht über die Person des Sängers gebracht. Er überschreibt sie Präfatio (in librum antiquum lingua Saxonica conscriptum). Er fügt ihr

<sup>1)</sup> Vgl. Vilmar, Deutsche Altertümer im Heliand, Marburg 1862, Elwert, und seine Literaturgeschichte; ferner Köne, Übersetzung und Erklärung des Heliand, Münster 1855, Theissing; die Ausgabe von Heyne, die Veröffentlichungen Middendorfs in Zeitschr. für Gesch. u. A. Bd. 22, S. 224 ff.; Jostes, Heimat des Helianddichters, Münster 1912, Ashendorf; Sievers in Realenzyklopädie Bd. 7, S. 617; ferner die Übersetzungen von Simrock — auch als Kriegsausgabe mit Illustrationen erschienen — und von Paul Hermann, Reklam-Ausgabe, Leipzig, Literaturgeschichte u. a.

<sup>2)</sup> Testium veritatis vgl. Ausgabe von 1608 liber IX, S. 1035 f.

noch einige Verse hinzu, die auch die Person des Dichters betreffen (Versus de poeta et interprete hujus codicis). Diese Verse müssen offenbar seiner Handschrift des Heliand beigelegt gewesen sein. Zu bedauern ist, daß er in seinem Catalogus nicht schon einen Abdruck des Heliand hat stattfinden lassen. Dem Illyrier war die niederdeutsche Sprache wohl unverständlich.

Um so mehr ist zu begrüßen, daß er die lateinisch geschriebene Präfatio und die Verse erhielt und überlieferte.

Die Präfatio enthält augenscheinlich eine doppelte Tradition über den Dichter und die Abfassung des Liedes. Nach der einen ist er ein sächsischer Mann, der bei den Seinen für einen berühmten Sänger galt (quidam vir de gente Saxonum, qui apud suos non ignobilis vates habebatur), Er geht nach erhaltenem Auftrag alsbald ans Werk (ad opus statim se contulit). Nach der andern Tradition, die den Schluß der Einleitung bildet, muß der Sänger, da er bisher dieser Kunst ganz unkundig ist, im Traum daran erinnert werden.

Auch lautet der Auftrag nach der einen Tradition dahin, daß er das Alte und Neue Testament in Gedichtform ins Deutsche übertrage, nach der andern soll er die Gebote des heiligen Gesetzes in ein deutsches Lied verwandeln.

In den „Versen“ aber wird diese zweite Tradition weiter ausgeführt. Hier wird nicht ein Sänger, sondern ein Ackersmann als Dichter bezeichnet. In weit ausgepönnener Schilderung wird er in seiner landwirtschaftlichen Betätigung vorgeführt und darin glücklich gepriesen, weil er hier allem Neide entgeht und die Ruhe des Gemüts leicht bewahrt. Ihn ruft nun, als er schlafumfungen ruht, eine himmlische Stimme und erteilt ihm den dichterischen Auftrag. Alsbald ist, der zuvor ein Ackersmann war, ein Dichter recht von Gottes Gnaden.

Qui prius agricola, mox et fuit ille poeta.  
Metrica post docta dictavit carmina lingua.  
Cooperat a prima nascentis origine mundi  
venit ad adventum Christi, qui sanguine mundum  
faucibus eripuit tetri miseratus Averni.

Offenbar enthalten diese Verse legendarische Zutaten und poetische Ausschmückungen, die der Bewunderung des gelungenen Werkes ihre Entstehung verdanken. Die Präfatio wird zuverlässiger

sein. Vor allem hat ihre Angabe, daß der Dichter das Alte wie das Neue Testament bearbeitet habe, sich glänzend durch einen vor kurzem gemachten Fund bestätigt. Hatte Sievers (1874) geschlossen, daß eine Bearbeitung des Alten Testaments da sein müsse, so hat Zangemeister Bruchstücke davon in der Vatikanischen Bibliothek (1894) gefunden. Ebenso entspricht die weitere Charakterisierung des Liedes durch die Präfation den Tatsachen. Sie gibt durchaus richtig als Zweck des Liedes an, es solle nicht bloß den Gebildeten (*litteratis*), sondern auch den Ungebildeten (*illiteratis*) die Kenntnis der heiligen Geschichte vermitteln. Und mit Recht urteilt sie ferner, daß das Lied seinen hohen Ruhm verdiene. Auch schildert sie zutreffend seine Art, daß es bei voller Treue gegen die geschichtliche Wahrheit verstehe, die großen Zusammenhänge darzustellen und in einem erbaulichen Stile gehalten sei (*mystico sensu*).

So würde auch die Angabe der Präfation, daß der Dichter ein Volksänger gewesen sei, mehr Glauben verdienen als die des lateinischen Gedichts vom Ackersmann. Hier legt der „Heliand“ selber Zeugnis ab: er zeugt von der Kunst eines gewohnheitsmäßigen Volksängers.

Ob man aber den *vates* oder den *agricola* annimmt, immer würde der Dichter des Heliand ein Laie sein und nicht ein Kleriker. Der Heliand würde dann ein Beweis für die Schnelligkeit sein, mit der das Sachsenvolk mit dem Christenglauben eins wurde. In der Tat sprechen noch andre Zeichen für einen Laien als Verfasser. So die deutsche Sprache des Gedichts, während einem Kleriker die lateinische Sprache näher lag. Indessen auch der „Crist“ Otfrieds ist deutsch. Ferner spricht für den Laien, ja für den *vates* der Gebrauch des „Stabreims“, der bis auf den heutigen Tag volkstümlich ist. Man denke nur an Luthers Bibelübersetzung, etwa an Psalm 86, 11: Weise mir, Herr, deinen Weg, daß ich wandle in deiner Wahrheit. Auch die immer wiederkehrenden epischen Formeln: So gifrag'n ik = so erfuhr ich forschend.<sup>1)</sup> Ok mag ik ju gitellian = ich will euch erzählen.<sup>2)</sup> Die Möglichkeit, daß ein Laie der Dichter war, ist auch deswegen

1) Heyne, Ausgabe des Heliand B. 288 u. a. D.

2) Heyne B. 3620.

nicht zu bestreiten, weil das Lätianische Diatessaron, eine Zusammenstellung der evangelischen Berichte, das der Dichter benutzte, schon 823 in Fulda ins Deutsche übersezt war.<sup>1)</sup>

Dennoch weht durch das ganze Gedicht so sehr christliche Luft, das Christentum ist dem Dichter so sehr in Fleisch und Blut übergegangen, auch verrät sich überall eine so tief dringende Heils- und Wahrheitserkenntnis, daß man vor einem Rätsel stände, wollte man nicht annehmen, daß der Dichter den intensivsten Unterricht im Glauben erhalten habe, wie er zu jener Zeit wohl nur möglich war, wenn jemand in ganz christlicher Umgebung, das heißt, in einem Kloster aufwuchs. Es scheint demnach kaum etwas anders denkbar, als daß der Dichter ein Kleriker war. Man wird den Eindruck trotz allem nicht los, daß hier ein christlich gebildeter Kleriker redet. Und der Eindruck trägt nicht.

Damit ist über die engere Heimat des Dichters nichts entschieden. Sie zu bestimmen, beruft man sich auf allerlei Grammatikalisches. So weiß Röne (S. 332) mit Bestimmtheit: „der Verfasser des Heliand ist ein Münsterländer.“ Aber er vergißt, daß das Originalmanuskript des Gedichts nicht vorhanden ist und rechnet nicht mit Eigenmächtigkeit der Abschreiber. Zufälligkeiten, von denen man nicht weiß, ob sie dem Verfasser oder dem Abschreiber zuzuschreiben sind, entscheiden nichts. Es ist die Frage, ob man nicht aus dem unbestrittenen Eigentum des Dichters, also aus dem Inhalte des Liedes, etwas über seine Heimat erschließen kann.

Den Weg hat, soviel zu sehen, Jostes zuerst beschritten. Er weist auf die poetische Kraft und die offenbare Vorliebe, mit der der Dichter das Seeleben schildert. Ihm schließen wir uns in dem Folgenden an. Es muß eigne Erfahrung zugrunde liegen, wenn der Dichter Strom und Sturm, Wind und Wetter, das wilde Meer darstellt, über das der Meister dahinschreitet, und das er mit einem Worte bändigt. Hier schlägt des Dichters Herz. Dazu führt der Dichter das Meer auch in solche Worte des Herrn ein, in denen es in der Heiligen Schrift nicht genannt ist. Er sieht es eben immer vor Augen. Matth. 7, 24 ff. vergleicht Christus den, der sein Wort hört, einem klugen Mann, der sein Haus auf den Felsen baut und den, der es nicht tut, einem törichtem, der es es auf

<sup>1)</sup> Hauck, Kirchengesch. II, S. 664.

Sand baut. Hier ist nicht vom Meer die Rede. Der Heliand aber sieht den ersten sein Haus hoch oben auf hohem Felsufer über dem Meer bauen, „wo der Wind nicht kann, noch Woge und Wasserstrom Verderben wirken,“<sup>1)</sup> der andre aber baut sein Haus „in den Sand am Wasser,“ wo „der Westwind und der Wogen Strom und die Wellen der See es zerschlagen.“ „Nicht mag ihm Sand und Grand,“ über die das Meer ungehemmt strömt, wider den Seesturm nützen. Das Haus wird in der Flut zertrümmert. Denn es steht nicht auf fester Erde.<sup>2)</sup>

Und wenn der Herr mit seinen Jüngern aus dem Ostjordanlande nach Bethanien geht, wird dem Dichter der schmale Jordanfluß zum Meer; er läßt den Gottessohn „über die Flut fahren.“<sup>3)</sup> Die Sintflut wird ihm zur Springflut, die mit wirbelnden Wogen die Welt verschlingt.<sup>4)</sup>

Nun ist die deutsche Nordseeküste nur an einer verhältnismäßig schmalen Stelle von Sachsen bewohnt, während sonst die Friesen sie einnehmen: es ist das Gebiet an der Elbmündung. Jostes möchte also hier die Heimat des Heliandsängers annehmen, der ja ein Sachse sein muß.

Er hat später diese Annahme geändert. Zwar an einer Meeresküste hält er fest; aber er findet, daß die Schilderung der Küste im „Heliand“ sich nicht mit der Küste Nordalbingiens deckt. Helgoland scheidet als friesisch aus. Da sind nirgend steile Klippen, Felsen, an denen die Wogen zerschellen, überall nur Sand, auf dem sie zerrinnen. Und noch eins ist da nicht: Matth. 5, 13 redet Christus von dem dummen Salz, das hinausgeschüttet und von den Leuten zertreten wird. Der Heliand führt uns an eine Küste, an der aus dem Seewasser Salz gewonnen wird; dort liegt es dann wohl verschüttet im Sande des Ufers und die Menschen zertreten es.<sup>5)</sup> An der deutschen Nordseeküste ist niemals Salz aus dem Meerwasser gewonnen. Der wolkenbedeckte Himmel schließt alle Einwirkung der Sonne auf Verdunstung des Wassers aus. Das aber war die damalige primitive Art der Salz-

1) Heyne B. 1812.

2) Heyne B. 1820 ff.

3) Heyne B. 1410.

4) Heyne B. 4364: mid lagostromun eigentlich Meerflut.

5) Heyne B. 1370 ff.

gewinnung: sie rechnete immer mit Verdunstung aus Salzwasser. Sie fand sich an der Küste Nordfrankreichs, von wo noch spät die Baienflotten der Hanfa Salz holten. Und eben hier ist auch ein Gebiet, das von Sachsen erobert und besiedelt war. Sie gaben ihm auch den Namen „Sachsenküste“ (litus saxonicum).

Könnte man annehmen, daß ein Sachse von diesem litus saxonicum der Sänger wäre, dann lösten sich auch andre Rätsel, die jetzt unlösbar erscheinen. So kennt der „Heliand“ Steuerverhältnisse, die für das fränkische Gallien gelten — Kopfsteuer, Brausteuer — aber nicht für Sachsen, wo man nur den Zehnten kannte.<sup>1)</sup> Auch finden sich Fremdwörter im „Heliand“, die aus der romanischen Volkssprache stammen, aber in dem eben unterworfenen Sachsen unbekannt sein mußten.<sup>2)</sup> Und nun glaubt Jostes darauf hinweisen zu können, daß in der Nähe dieses sächsischen Landes Corbie liegt, und daß man sicher annehmen könne, daß hier auch sächsische Mönche aus dem litus gewesen seien, die als Dichter in Frage kommen könnten, zumal Corbie in enger Beziehung zum Sachsenlande stand.

Gab es sächsisch sprechende Mönche in Corbie, dann sind sie gewiß unter den sacerdotes bone spei gewesen, die Karl der Große nach Sachsen sandte.<sup>3)</sup> Aber leider sind wir ganz und gar nicht darüber unterrichtet, daß aus dem litus gebürtige Sachsen in Corbie gewesen seien. Daher schwebt jene Annahme in der Luft. Dennoch ist an Corbie festzuhalten.

Wir wissen nämlich, daß Karl der Große Geiseln, die jungen Söhne sächsischer Edlen und geeignete Gefangene in fränkischen Klöstern unterbrachte zu dem ausgesprochenen Zwecke, sie als Missionare auszubilden und dann in ihre Heimat zurückzusenden. Eine große Anzahl solcher Zöglinge kam nach Corbie; ja einen von ihnen kennen wir mit Namen: es ist Theodrad, Sohn eines sächsischen Edlen aus dem Solling an der Weser.<sup>4)</sup> Theodrad ist es, der den ersten Anlaß zur Stiftung des Klosters Korvey an der Weser gibt, das alsbald ein blühender Sitz christlicher Kultur wird.

---

<sup>1)</sup> Jostes S. 13.

<sup>2)</sup> Infern = Hölle B. 1490 u. a. Vgl. Jostes 24.

<sup>3)</sup> Translatio St. Viti, S. A. bei Stentrup S. 30.

<sup>4)</sup> Translatio St. Viti a. a. O. S. 30 f.

Wenn diese jungen Sachsen jahrelang in Corbie als Klosterinsassen weilten, mußten sie mit dem Zustande der neuen Heimat vertraut werden. Sie lernten bei der Nähe des Meeres die Küste, Seefahrt, Salzgewinnung, die Steuerverhältnisse kennen. Sie gingen ganz und gar in den christlichen Geist ein; sie wurden gefestigt in kirchlichen Anschauungen, gefördert in kirchlicher Wissenschaft und vor allem erfüllt — wie nahe liegt anzunehmen — mit glühender Begeisterung für die Mission. Denn das war doch das Ziel ihrer Ausbildung, daß sie als Missionare in ihrer Heimat den Christenglauben in die Herzen pflanzen sollten. Sie haben ihrer Ausbildung auch keine Schande gemacht; denn gerade Korvey ist für die etwas spätere Zeit ein Sitz regster Missionstätigkeit, ein Brennpunkt christlichen Lebens, von wo die Strahlen in die Weite, bis hoch in den Norden leuchteten. Von hier ging bekanntlich Ansgar, der Apostel des Nordens, aus; und er war, wie in Corbie, so in Korvey Lehrer an der Klosterschule gewesen.

Wenn der Korveyer Abt Warin den Kaiser Ludwig den Frommen um Übertragung der cella Meppen bittet, so braucht die Bitte nicht aus dem Gedanken irdischer Vorteile hervorzugehen. Jedenfalls gewährt der Kaiser die Bitte, wie er sagt, damit der Abt und die Seinen um so erfolgreicher Gott und dem Herrn Christus dienen könnten und durch nichts in diesem Dienste gehindert würden. Gerade in diesem Nordlande hielt sich das Heidentum lange: ein Enkel Widukinds, Walthert, pilgert zu dem ausgesprochenen Zwecke nach Rom, um Reliquien zu gewinnen, durch deren Wunderkraft seine noch heidnischen Landsleute gewonnen würden. Er wohnte aber in diesem Nordlande.<sup>1)</sup> Auf diese Sachsen mag's insonderheit passen, was von „steinernen Herzen“<sup>2)</sup> gesagt wird.

Hier ist auch an die mancherlei Kirchen mit korveyschen Patrociniën (St. Vitus, St. Dionysius) zu erinnern, die in dieser Frühzeit im Ravensbergischen, im Münsterlande wie im Osnabrücker Bistum gestiftet sind (Preußisch Oldendorf, Rheine, St. Vit bei Wiedenbrück u. a.).

Zweierlei steht fest: Ludwig der Fromme hat Korvey im Missionsinteresse gegründet, und er war es auch, der nach der

<sup>1)</sup> Wilmans, Kaiserurk. I, 390 f.

<sup>2)</sup> Saxea corda in vita Waltgeri, Wilmans, Kaiserurk. I, 489.

Präfatia jenem Vates den Auftrag zur Anfertigung des Heliand gab. Da liegt der Schluß nahe, daß das Lied und das Kloster zusammengehören: Korvey als Missionsanstalt ersten Ranges, das mit seinem Mutterkloster Altkorbie in engstem Zusammenhange und in Austausch seiner Insassen stand, und der Heliand, das Lied, das in dem Herzen seiner Missionare lebte.

Man sehe sich den Heliand einmal auf den Missionsgedanken an: brennender Missionseifer spricht sich überall in ihm aus. So viel zu sehen, ist darauf noch niemals hingewiesen, und doch beweist sie gerade, daß der Sänger des „Heliand“ in Zusammenhang mit jenen fränkischen Missionszentren gestanden haben muß; und wenn gerade Corbie unter seinen Insassen eine Art von sächsischer Kolonie besaß, die in jener Zeit namhaft war, dann ist der Schluß wohl nicht zu kühn, daß unter der altsächsischen Jugend, die in Corbie erzogen wurde und die in Missionseifer brannte, auch der sich befand, der im „Heliand“ seiner Missionsliebe freudigen und begeisterten Ausdruck gibt.

Er schärft die Pflicht der Mission ein. Er sagt (V. 1405 ff.) bei Anführung des bekannten Herrnworts (Matth. 5, 14): Niemand soll sein Licht vor den Leuten verbergen; er soll es hoch in den Saal setzen, daß es sehen können die Helden der Halle. So sollt ihr euer heilig Wort in diesem Lande vor den Leuten nicht verbergen, den Helden verhehlen, sondern es ausbreiten — das Gebot Gottes — daß alle Gebornen in diesem Lande es verstehen. Denn der Herr will holen die Heidenvölker<sup>1)</sup> in seinen Willen — der rettende Christ. Und dann ist's, als ob die jugendliche Schar in der Klosterschule zu Corbie, der er einst auch angehörte, vor dem Dichter erstände und der Lehrer, der das Herz seiner Schüler zu fassen wußte und die Worte selbst, die er dort gehört. Er schildert (V. 2466 ff.): der ist jung und klug, hat klaren Sinn, ist redegewandt und nimmt das Wort mit Freuden an; dann erwägt er, wie er den meintätigen, sündigen Mann bekehre, daß er auch zum Himmelskönige von Herzen sich wende. Und seine Lehre wird den Leuten zum Gewinn, und er selbst wird immer mehr ein Mann Gottes und trägt in seinem Herzen des Himmels Anteil, die herrlichste Wonne. „Aber seid mit euern Lehren den Menschen

<sup>1)</sup> Hedina liudi V. 4169.

milde: Ungleich geartet ist der Helden Herz.“ Und immer mehr wandelt des Dichters Rede sich zu einer Art von Pastoraltheologie. Er wird ganz persönlich und tritt aus der epischen Ruhe des Sängers heraus und spricht (B. 2515): „ich kenne der Menschen Herz, die wankelmütige Weise der Menschen.“ Es ist aber das Gleichnis vom viererlei Acker, das so ausgedeutet wird, die rechte Seel-  
sorge zu lehren.

Und wiederum ist's eine vollständige Missionspredigt, die an anderer und ganz unerwarteter Stelle sich findet. Es handelt sich um die Heilung der zwei Blinden am Tore von Jericho (B. 3589 ff.). Diese beiden bedeuten der Leute Kinder, der Menschen Geschlecht, wie sie der mächtige Gott im Anfang als zwei Eheleute erschuf. Von ihnen stammen alle die Geschlechter, die beständig kommen und gehen in fortgehendem Wechsel, wie der Mond immer abnimmt und zunimmt. Auf diesen Wechsel weist der Name der berühmten Burg Jericho, die ist nach dem Monde genannt.<sup>1)</sup> Und nun liegen alle kommenden und schwindenden Geschlechter in dunkler Nacht und sitzen an der Straße des Herrn im Tal des Todes, Jammer im Herzen, Hilfe heischend, bis Gott in den Mittelgarten sandte seinen Sohn, daß er das Licht erschlosse den Leuten, das ewige Leben, und käme, ein Heiland, zu Hilfe vom Himmelreich. Die aber das Licht von ihm empfangen, sollen dann tun, wie die Blinden taten, als er ihnen die Augen aufgetan für das ewig schöne Licht (sin sconia). „So hört, wie die Blinden taten: sie gehen mit dem Waltenden und verkünden sein Lob. Das sollen auch der Leute Kinder tun weithin über diese Welt.“ „Wer freilich Gottes Botschaft nicht will künden, noch mit der Lehre locken (B. 1375), dem wird der Waltende gram und der Mächtige zornig.“

Wir fassen zusammen. Der Sänger des Heliand war ein Aleriker, genauer ein Mönch. Aber er war aus Altsachsen, vielleicht von den Ufern der Weser. In Corbie war er zum Glaubensboten ausgebildet. Er hat in dem „Heliand“ einen unerseßlichen Dienst der Mission geleistet. In Neukorbie, also in Korvey an der Weser, diesem bedeutungsvollen Mittelpunkte christlichen Lebens und christlicher Kultur, im Kreise gleichgesinnter und gleichstrebender Genossen wird er gelebt haben.

<sup>1)</sup> Jericho = Mond- oder Lunaburg (Heubners Konkordanz).

In diesem Korvey aber stand man auch den Volksängern und Volksliedern keineswegs so ablehnend gegenüber, wie vielleicht in andern altchristlichen Kreisen jener Zeit. Ausdrücklich bezieht sich Widukind von Korvey darauf, daß er den Stoff seiner Sachsen-geschichte aus dem Munde der Volksänger habe.<sup>1)</sup> Hier konnte also eine Verbindung zwischen dem geistlichen Dichter und einem Volksänger sich knüpfen, auf Grund deren die Präfatio dann glaubte behaupten zu dürfen, ein nicht unberühmter Volksänger sei der Dichter.

Mit dem allen fällt freilich die bisherige Annahme dahin, daß das Gedicht dem Volke selbst gleichsam unmittelbar aus dem Herzen geflossen sei und daß es somit ein lautredendes Zeugnis für die überaus schnelle Christianisierung der Sachsen sei. Aber bestehen bleibt, daß es ein köstliches Zeugnis ist für die Auffassung der Person Christi, in der man ihn den Sachsen glaubte vertraut machen zu können: Christus der Gefolgsherr, dem die Christen als seine Gefolgsmannen sich in Treue hingeben, und bestehen bleibt auch, daß es ein Altsache war, der so von seinem Herrn sang und damit nicht bloß der heutigen Mission den Weg in das Herz heid-nischer Völker wies, sondern auch dem heutigen Deutschen den Weg zeigt, wie er mit jener einzigartigen Person, die an der Wende der Zeit steht, innerlich eins werden kann.

Es ist westfälische Kunst, die hier von westfälischer Art Zeug-nis gibt.

## 2. Das Hohelied von deutscher Mannentreue.

Jedes Volk ist eine Volkspersönlichkeit, von Gott so gewollt in ihrer Besonderheit, verschieden von andern in Anlage und Sinnes-art, Gabe und Aufgabe, Sitte und Sprache. Gott liebt nirgend in seiner Schöpfung die Einerleiheit, die tote Monotonie, sondern überall die Mannigfaltigkeit. Jedem Volke muß daher das Christentum so nahe gebracht werden, daß das ihm innerlich Ver-wandte im Vordergrunde der Verkündigung steht, daß das Christen-tum als Antwort erscheint auf etwas, das in ihm laut wird. Gewiß muß der Kern der Offenbarung derselbe bleiben, denn er stammt von Gott und ist für die ganze Menschheit bestimmt, aber

<sup>1)</sup> I, 23, S. 25 ut a mimis declamaretur.

die Anknüpfungen an die Volksart müssen je nach der Volksart andere sein. Das aber ist der gottgegebene Vorzug des deutschen Volkes, daß es in seiner angeborenen Art dem Evangelium Anknüpfungspunkte bot wie kein anderes. Daran wird durch den Umstand nichts geändert, daß das Salz dumm werden und Völker degenerieren können!

Wie sehr das alte Sachsenvolk der Predigt des Evangeliums Anschauungen, Begriffe, Worte bot, die nur auf Erfüllung mit christlichem Inhalt warteten, mögen einige kurze Hinweise zeigen.<sup>1)</sup> Im deutschen Glauben hieß Gott *metod* d. h. der messende, ordnende, der jedem sein Geschick zumißt; es steht zusammen (V. 128) mit *gimarkod*, das eine Mark, d. h. eine Grenze bestimmen heißt. Donar war der Gott, der durch den Hammerwurf die Grenze des Landbesitzes feststellte. Und so ist der *metod*, *gimarkod* *donar* ein Bild des Gottes, der das Weltregiment in seiner Hand hat, wie das Leben des einzelnen. Bekannt ist, daß dieses Gefühl der Abhängigkeit in völligen Fatalismus überging: die „Wurd“ ist ursprünglich eine der drei Nornen,<sup>2)</sup> aber sie tritt auch allein hervor als die das Geschick der Menschen und Götter bestimmende Macht, als das *fatum*. Im Volksglauben hat sie sich wieder zurückentwickelt zur Schicksalsfrau und heißt romanisch *fata*, französisch *Fee*, entsprechend der deutschen *Idis*.<sup>3)</sup> Als *Wurd* aber bleibt sie die Schicksalsmacht, von der man sich in fatalistischer Weise abhängig weiß. Das Gefühl unbedingter Abhängigkeit von einer göttlichen Macht wurzelte tief im Germanenherzen und tut sich kund in dem reindeutschen Brauch des Händefaltens beim Gebet<sup>4)</sup> und mag wiedergefunden werden „in heiliger Scheu und Ehrfurcht vor dem Göttlichen.“ (Vgl. Goethe.) Nirgend wurzelt dieser Fatalismus noch heute tiefer als im unverfälschten westfälischen Wesen. Selbst die Engel tragen Züge germanischer Mythologie an sich, wenn sie im Federkleide (V. 5800) rauschenden Fluges auf den Wolken einherfahren.<sup>5)</sup> Ebenso bekannt waren böse

1) Vgl. Bilmar, Deutsche Altertümer im „Heliand“.

2) *Wurd*, *Werdandi*, *Skult* = Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft vgl. Grimm, Mythologie S. 335 f.

3) Grimm, Mythologie S. 353.

4) Tacitus, Germania Kap. 39.

5) Vgl. Walküre.

Geister, (V. 3356: leda wihti, böse Wichter), wenn es auch einen Teufel im germanischen Glauben nicht gab.

Auch der Wortschatz der alten Sprache bot sich ohne Mühe als Träger der neuen Gedanken. Bezeichnend ist das Wort, in dem sich alles zusammenfaßt, was Gottes Liebe zur Rettung der Menschen ersann, das Wort: Heil. Es heißt zunächst nichts anders als unverwundet. Das aber bedeutete dem kampf frohen Germanen die Möglichkeit immer neuen Kampfes und Sieges. Darum wünschte man es sich gegenseitig im Gruß,<sup>1)</sup> auch beim Becher, den man als Opfer dem siegverleihenden Wodan darbrachte. Bekannt ist jene Klage des späteren römischen Dichters inter heils gothicum sei kein Dichten mehr möglich.<sup>2)</sup> Der Gruß wird vom Heliand einfach übernommen. Der Engel grüßt bei der Verkündigung: Hel wis thu, Maria gegrüzet seist du, Maria, wie es schon beim Alfilar heißt: Hails thiudan judaeae = Gegrüzet seist du Judenkönig. Das Wort entstammt dem Zeitwort helian = Verwundetes heilen und gibt so auch dem Namen Heliand erst den tiefsten Sinn.

Überall schaut deutsche Art hervor im Heliand. Die deutsche Lust am Gelage klingt fröhlich aus der Beschreibung der Hochzeit zu Kana (V. 2005 ff.). Da waren in Lust Leute beisammen, frohgemute Freunde. Schaffner schenken in Schalen, trugen reinen Wein mit Krügen und Kannen. Da ergriff seliger Traum, hochgestimmte Fröhlichkeit (drom) die Herzen.<sup>3)</sup>

Die deutsche Freude an der schönen Welt durchleuchtet das ganze Gedicht mit wonnigem Schein. Nirgends ist eine Spur von finstern Ernste, gar von Askese, die so undeutsch wie möglich und romanischen Ursprungs ist.<sup>4)</sup> Wie bricht diese Freude aus der Bitte der Blinden von Jericho hervor. Sie bitten den Herrn, daß er die Augen ihnen auf tue für das Leuchten des Lichts, daß sie

<sup>1)</sup> Bilmar S. 88.

<sup>2)</sup> Der Heilgruß ist inhaltreicher als das französische adieu, auch wohl als der neue „auf Wiedersehen“.

<sup>3)</sup> Heyne, Glossar S. 177: Grundbedeutung des Wortes drom ist Treiben, Getriebe; das Treiben auf Erden = irdisches Leben; Treiben im Himmel = ewiges Leben, mit seinem Gegenstück in der Hölle; Treiben im Schlafe = phantastisches Getriebe, Traum.

<sup>4)</sup> Wyckgram, Deutsches Volkstum II, 231; Hauck, Kirchengesch. II, 282.

der Leute Traum (liudi drom fröhliches Getriebe), den schönen Sonnenschein sehen könnten, die leuchtend-schöne Welt (wliti sconia wereld). Und der Waltende willfahrt, fortan sehen sie Licht und Leute (B. 3575 ff.). So heilte der Heiland alle Kranken und Krüppel und ließ die Blinden wieder erblicken das prächtige Licht, das ewig schöne (B. 2357, berehta lioht, sinsconi). Und wenn der Dichter vom Sommer spricht, dann ist er ihm warm und wonnesam (B. 4345). So ist heller Sonnenschein, leuchtende Freude über das Lied selbst ausgegossen.

Die deutsche Waffenfreudigkeit blüht auf im Ölgarten (B. 4865). Dem Petrus, dem schnellen Schwertdegen wallt auf sein Mut, kein Wort kann er sprechen, aber er springt hin vor seinen Herrn und sein Schwert fällt scharf auf den vordersten Feind und Blut springt aus der Wunde. Da floh das Volk vor des Beiles Biß. Es ist der Kampf Mann gegen Mann, wie er des Deutschen Freude war, der Zweikampf auf Leben und Tod — und es ist der Kampf für seinen Herrn!

Damit kommen wir an den Punkt, um den es hier vor allem geht und um deswillen der Heliand klingt wie ein hohes Lied echten deutschen Wesens — wir kommen zur deutschen Mannentreue.

Das Lied von der deutschen Treue klang durch alle vergangenen Jahrhunderte. Das war deutsch: ganz sein, was man war. Kein Zweifel, keinerlei innerliches Bedenken, keine noch so verborgne Falschheit, keine brüchige Stelle, kein Ton der Unehtheit sollte in dieser Treue sein, und nicht das Zaudern einer Sekunde, wenn sie ihren Mann forderte, sollte das goldne Metall herabwürdigen. Es ist die deutsche Treue, die aus dem Wappenspruch unsrer alten Grafschaft Mark hervorklang:

Vierecken Stein — wie er auch fällt —  
sich immer auf ein Seiten stellt.

Es war aber die Treue zuerst gegen die Sippe, deren Glied man war, um die es sich handelte. Wie hoch die Sippe im Werte stand, bezeugen die vielen Verwandtschaftsbezeichnungen der alten Sprache, die feine Unterschiede in den allgemeinen Begriff der Verwandtschaft brachten. Wir haben das alles in der Hauptsache verloren und machen bei der französischen Sprache die kläglichen Anleihen der Onkel und Tanten.<sup>1)</sup> Wie hoch man die Sippen-

<sup>1)</sup> Wilmar S. 51 f., Schreiber, Mutter und Kind S. 123 ff.

zugehörigkeit stellte, dafür bringt der Heliand einen bemerkenswerten Belag. Christus gebietet Matth. 5, 27 ff. lieber den schweren Verlust eines Auges oder einer Hand auf sich zu nehmen, als daß man durch sie sich zum Argen verführen lasse. Sie war im Sinne der Juden, zu denen Christus sprach, durchschlagend, denen noch heute das körperliche Wohlsein in erster Linie steht. Dem Deutschen erschien diese Warnung nicht genug, denn er war körperliche Verstümmelungen als erprobter Schlachtengänger gewohnt. Er mahnt: die Seligkeit laß dir so wert sein, daß du auch dem Freunde, dem Sippengenossen nicht folgest, wenn er zum Falle reizt; und wäre der Blutsfreund durch das Band der Sippe noch so eng verbunden, wenn er zu Frevel verführen will, besser ist dann ihn von sich zu stoßen und allein aufzusteigen zum Himmelreiche (1490 ff. eno upstigan hoh himilriki). Von hier aus fällt ein Licht auf den Friesenkönig Radbod, der den Fuß aus dem Taufwasser zurückzieht, weil er drüben mit seinen Vorfahren zusammenbleiben will, und auf den innern Kampf Rüdigers, als er wider die Nibelungen fechten soll, aber auch auf den Mord Siegfrieds durch Hagen.

Die Sippe erweitert sich zum Volk. Auch für das Volk hat die alte Sprache viele Ausdrücke. Das Wort Volk steht in Zusammenhang mit „Gefolge“. <sup>1)</sup> Das Volk ist das durch stärkste sittliche Bande an seinen Herrn gebundene Gefolge. In dem Worte thiod tritt mehr das natürliche Band gleicher Abstammung und Sprache hervor. Von ihm ist abgeleitet das Eigenschaftswort thiodisk = deutsch, das, wo es zuerst erscheint, mit Sprache verbunden ist, <sup>2)</sup> auch der Königsname thiudan. Das Wort thiod dient in Zusammensetzungen zur Verstärkung des Begriffs. So ist thiod quala = große Qual. Eigentlich ist's die Qual, die ein ganzes Volk fühlt. Und wenn der Kreuzestod Christi eine thiodquala genannt wird, so ist es die Qual, die der König leidet anstelle des Volks. Das Wort König hängt zusammen mit Künni = Geschlecht: in ihm vereinigen sich alle Vorfahren und Volksgenossen zu einem Geschlecht von gleicher Abstammung und gleicher Geschichte. Der König ist der Träger der Geschichte eines Volkes. Als drohtin ist er der Kriegsherr (driugan = Krieg führen; im Schwedischen

<sup>1)</sup> Bilmar S. 62 und Geisberg in Zeitschr. für Gesch. und A. Bd. 33, S. 74. — <sup>2)</sup> Vgl. Praefatio bei Flacius.

heißt die Königin noch heute drothning). Drohtin ist alter Beiname Wodans.

Zwischen Volk und König also besteht ein natürliches, ein sittliches und ein geschichtliches Treuverhältnis, das beide unlöslich aneinander bindet. Volk und König gehören zusammen wie Wurzel und Stamm. Ohne Wurzel kann der Stamm nicht bestehen, aber ohne Stamm verkommt die Wurzel. Die bezeichnendste königliche Eigenschaft ist die „Milde.“ Darum wird sie so gern dem göttlichen Könige der Welt beigelegt. In der deutschen Helden-  
sage muß die heidnische Frau eines christlichen Königs in der „Milde des Herrn“ unterrichtet werden. Noch Luther sieht Gott als den großen König Himmels und der Erden, der seine „milde“ Hand aufstut. Er schiebt in den Dankspruch beim Essen (Ps. 145, 15 und 16) das Wort „milde“ ein, das im Bibeltext nicht steht. Valerius Herberger aber sieht die Milde vor allem am Kreuze: „wie du, Herr Christ, so milde dich hast geblut't zu Tod.“ Des Volkes Ehre aber ist, daß es seinem Könige „hold“ ist. Es soll nach alter deutscher Auffassung seinem Könige folgen, wohin er geht, und ihm so — mit uralt deutschem Wort — Treue leisten. Das Wort leisten führt sich <sup>1)</sup> zurück auf ein Wort laists, das Ferse, Fuß und dann auch Fußspur bedeutet.<sup>2)</sup> Sie ist auch im Heliand noch nicht verklungen, der also sagen will, das Volk soll seinem Könige treue Anhänglichkeit beweisen, indem es gleichsam an seinen Fersen haftet und in seinen Fußspuren einhergeht, es soll ihm seine Dienste leisten (vgl. B. 1631 ich sage euch, wie ihr meine Lehre leisten sollt). Es ist dasselbe, was schon Tacitus rühmt Germania cap. 14: illum (principem) defendere, tueri, sua quoque fortia facta gloriae ejus assignare praecipuum sacramentum est: die Germanen halten für ihre heiligste Verpflichtung, für ein großes Sakrament, ihren König zu verteidigen und zu schützen. Der tiefste „Herzdruck“ für sie (B. 4775: muod-thraka that he farlatan skal liobana herron, afgeban thena so godana), ist, daß sie verlassen sollen ihren lieben Herren, aufgeben den so guten. Es wäre uns nichts so lieb, als daß wir für unsern Herrn sterben dürften (B. 4865 for usamu drohtin dojan mostin).

<sup>1)</sup> Nach Vilmar S. 71 und Weigand I, 1092.

<sup>2)</sup> Wir kennen diese Bedeutung noch, vgl. „über den Leisten schlagen.“

Das also ist die deutsche Auffassung für das Verhältnis von König und Volk: beide einander in Treue zugetan. Herr und Mann, König und Volk sind durch innerliche, sittliche Bande wie durch solche der Natur und der Geschichte verbunden, die kein Geschick zerreißen kann, die sie selber gar nicht lösen können. Jeder steht für den andern mit Leib und Leben.

Und das ist nun die eigentliche Aufgabe des Heliand: Christus in der vollen Glorie eines deutschen milden Königs darzustellen, der umgeben ist von seinem ihm bis in den Tod getreuen Gefolge.<sup>1)</sup> Um diesen strahlenden goldnen Kern lagert sich alles, was von deutscher Eigenart in Poesie, Sitte und Leben sonst noch in unserm Epos vorhanden ist. Christus wird zum deutschen König und erscheint dadurch in der höchsten Glorie, die der Deutsche kennt, als der Volkskönig, den nichts, aber auch gar nichts, nicht frecher Trotz, noch schamlose Heuchelei und blöde Feigheit, am wenigsten aber eigene Untreue aus dem Herzen seiner Getreuen reißen kann. Darum ist unser altfächsisches Lied das Hohelied von echt deutscher Mannentreue.

Als Volkskönig sammelt Christus sein Volk um sich auf jenem Berge Galiläas (V. 1217 ff.). Ihm zunächst auf dem Berge stehen die Getreuen, zwölf an der Zahl, um sie her lagert sich eine mächtige Menge. Von allen Enden kamen sie, auf weitesten Wegen. Er aber teilt das Recht seines Reiches unter sie aus, richtet sein Gesetz auf, sagt wie die Leute leben sollen, die seiner Lehre folgen. Eine große Volksversammlung ist's, die er hält, wie die alten Germanenkönige auf ihren März- oder Maifeldern Heerschau hielten über ihr Volk. Unter freiem Himmel im Lichte der Sonne saß der Landeshirt unter den Getreuen, und war ihnen hold in seinem Herzen und mild in seinem Gemüt und öffnete den Mund (V. 1285 ff.) und wies, welche unter den Menschen die wertesten wären seinem Vater. Und die Helden hörten den Herrn der Welt sagen das Gesetz Gottes den Menschensohnen (V. 1386).

Und wiederum ist das Volk um seinen Herrn versammelt, und er sagt ihnen im Gleichnis, wie der Himmels Herr Wehren werbe in seinen Weingarten (V. 3410 vgl. Matth. 20, 1 ff.). Und er wirbt sie in der Nacht und wirbt immer aufs neue, auch zur Nonne (te nonu) „das war die neunte Stunde des sommerlangen Tages“

<sup>1)</sup> Wilmar S. 72.

und endlich zur elften Stunde, als die Sonne zur Rüste (te sedle) ging. Zuletzt teilt der Amtmann die Miete, den Lohn aus. Die Milde des Königs erweist aber sich darin, daß sie auch denen, die den „Upweg“ erst spät fanden, denselben Lohn gönnt, wie den ersten.

Ist der König milde, so ist sein Volk ihm hold und erweist die Mannentreue. Thomas ist hier der Wortführer, der ausspricht, was sie alle fühlen (B. 3995 vgl. Joh. 11, 16): Dulden sollen wir mit unserm Könige. Das ist des Degens Ruhm, daß er bei seinem Fron (Herrn) fest stehe, sterbe mit ihm freiwillig. Tun wir alle so. Folgen wir ihm, wohin er uns führt. Lassen wir unser Leben wenig wert sein. Sterben wir mit unserm Kriegsherrn (drohtin), dann lebt noch lange nach uns unser Lob (guodword). Freilich der Gegensatz zur Treue, schänder Berrat, muß auch schon von diesem Volkskönig erduldet werden. Er muß es erleben, daß man um Geld ihn verrät. Dem Dichter aber ist der Berrat so undenkbar in seinem deutschen Gemüt, daß er keine Worte dafür hat. Er spricht vom Berrat des Judas nur im lapidarstil des biblischen Berichts. Andererseits bricht der Strom des Liedes hervor, wenn der Kriegsherr den Degen das Unerhörte ankündigt, daß einer von ihnen um Silber, für Geld und Gut ihn an die Feinde geben werde. Da begannen sie sorgenvoll zu sehen, der eine nach dem andern, Harm im Herzen. Er aber gibt den Bissen dem Judas. Da fahren böse Geister in ihn, leidige Teufel (wihti B. 4625), Satanas selber. So aber geschieht den Leuten, die ihren Herrn verlassen. (B. 4629: so is themo liudiu wê, the so undar thesumu himile skal herron wehslon). Sie werden zu Kindern des Teufels.

Die Verleugnung des Petrus wird nur durch die Vorbestimmung des Schicksals verständlich. Er hatte nicht Gewalt seiner Worte, es sollte so werden, wie es beschlossen, der des Menschengeschlechtes waltet in der Welt (B. 4980); der ließ Petrus sündigen, damit er wüßte, wie süß einem Manne, der Mein verübte, die Vergebung ist. Auch die andern Jünger, die schweigend ihren Herrn den Feinden lassen, handeln nach alter Weisagung (B. 4935), die ihre Feigheit erklären muß.

Je dunkler dieser Hintergrund der untreuen Jünger, desto heller hebt sich von ihm ab die lichte Gestalt des Gotteskindes, der

ein echter König, die Treue bewahrt. So wollten die Deutschen ihren Heiland haben und so zeigte ihn darum der Dichter ihnen. So predigte ihn die Kirche und so entwarf sich sein Bild in deutschen Herzen. So ist er durch die Jahrhunderte deutschen Christentums gegangen und ist immer neu wieder von deutschen Augen in der Gestalt angeschaut. So hat er auf die religiöse Entwicklung deutsch empfindender Männer immer wieder eingewirkt. Bilmar, der den „Heliand“ am besten und tiefsten verstand und ihn am Lebendigsten uns wieder nahe brachte, gesteht, daß diese deutsche Heilandsgestalt am stärksten auf ihn eingewirkt und aus den schalen Anschauungen des Rationalismus ihn herausgeführt habe.<sup>1)</sup> Und gerade auf Grund des „Heliand“ wagt er zu sagen: „das deutsche Volk ist der Wanderstab, an welchem das Evangelium über die Erde schreitet.“<sup>2)</sup> Damit berührt er sich mit dem vielverhöhten Worte Geibels, daß am deutschen Wesen die Welt genesen solle.

Beide Worte sind aber von einem wirklich deutschen Volke gemeint, in dem der alte Bund zwischen Deutschtum und Christentum noch in Ehren steht und das sein Erstgeburtsrecht nicht in den Kot der Gassen wirft, das Recht, dem milden Himmelskönige hold und eigen sein zu dürfen. Ob es solches Volk noch heute gibt, ist mit menschlichen Augen nicht zu erkennen. Aus alter Zeit aber klingen ernste Stimmen herüber: der Mythus vom bösen Loki, der den blinden Hödur gegen den lichten Baldur sendet, die Sage vom grimmen Hagen, dem Sohne eines Dämonen, der Siegfried treulos erschlug, und manche geschichtliche Kunde von Untreue, Feigheit und Verrat; bange lauscht man in die Zeit hinaus: ist's nicht wieder der ewig Blinde, der am Werke ist? Gewiß ist, sobald Christus wieder als der wahrhaftige Himmelskönig vom deutschen Volke erkannt wird, wird es sich auch wieder zurückfinden zu seinem ur-eigensten Wesen. Wird unser Volk wieder ein christliches, wird es auch den Ehrennamen des deutschen Volkes wieder tragen dürfen, in dem am hellsten leuchtet der Edelstein deutscher Mannentreue.

Unvergessen aber soll es sein, daß es ein Westfale war, der dies Lied sang, und daß es nichts gibt, das diesem Hochgesang auf westfälische Art an die Seite zu stellen ist.

<sup>1)</sup> Hopf, Leben Bilmars I, 167. — <sup>2)</sup> Hopf a. a. O. I, 282.